

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 61 (1957-1958)
Heft: 11

Artikel: Der Schundroman
Autor: Kilian, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-667488>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DER SCHUNDROMAN

Der Schriftsteller Ferdinand von Stauffacher (im Zivilstandsregister wurde er etwas schlichter unter dem Namen Ferdinand Müller geführt) war bei der Vorortsstation in den Bummelzug eingestiegen, hatte mit seinen kurzsichtigen Augen bald einen freien Fensterplatz erspäht und sich erleichtert aufatmend gesetzt.

Der Zug ruckte an und rollte langsam aus der Station. Ferdinand von Stauffacher legte sein linkes Bein sorgsam über das rechte, um die Bügelfalten zu schonen, und rückte mit einer nur ihm eigenen Bewegung die Brille auf dem schmalen Nasenrücken zurecht. Gleich darauf wurde seine Aufmerksamkeit von einem vielleicht sechzehn- oder siebzehnjährigen Jüngling in Anspruch genommen, der ihm gegenüber sass und in ein Buch vertieft war.

Er war bemerkenswert vertieft. Das Buch hielt ihn dermassen in seinem Bann, dass er nichts mehr um sich herum wahrnahm, weder die Stimmen der Mitreisenden noch das Rattern der Räder auf den Schienen. Die nun immer schneller vorüberziehende, anmutig belebte Hügellandschaft nahm er überhaupt nicht zur Kenntnis; er hätte auch durch einen Tunnel fahren können. Eigentlich sass er auch nicht auf der Bank, er hatte sich vielmehr hingelümmelt, wie der Schriftsteller missbilligend feststellte. Mit lang ausgestreckten Beinen lümmelte er da, und seinem Körper schien das Rückgrat zu fehlen. Der Jüngling mit dem zögernd sprossenden Flaum auf der Oberlippe und den leicht entzündeten Augenrändern, verriet dem Beobachter, der seine Menschenkenntnis nicht unter den Scheffel zu stellen pflegte, nicht die beste Kinderstube. Mit der einen Hand hielt er das Buch, während die andere lässig in der Hosentasche steckte. Jedesmal, wenn er sich gezwungen sah, eine Seite umzuwenden, zog er die Hand sichtlich mühselig aus der Tasche, blätterte um und vergrub die wieder arbeitslos gewordene Hand von neuem im Hosensack.

Vermutlich ging Ferdinand von Stauffacher, den wir der Bequemlichkeit halber doch lieber Ferdi Müller nennen möchten, nicht fehl, wenn er in diesem bleichsüchtigen Jüngling einen Lehrling vermutete, der täglich in die Stadt an seinen Arbeitsplatz fuhr, und der sich die Zeit im rumpelnden Vorortszug mit dem Verschlingen von Romanen verkürzte.

Um einen sogenannten «Verschlinger» musste es sich jedenfalls handeln. Nichts und niemand vermochte ihn in seiner Lektüre zu stören. Seine körperliche Hülle fuhr Eisenbahn, aber sein Geist (Ferdi Müller setzte dieses nicht materielle Etwas immer voraus), weiss der Kuckuck, wo sich sein Geist befinden mochte? Vielleicht in einem parfümgeschwängerten Boudoir oder auch in einer nach Stockfisch und Whisky stinkenden Hafenspalunke. Wahrscheinlich, so spekulierte der feine Menschenbeobachter, gehörte das fragliche Buch zu jenen literarischen Produkten, wie man sie in zweifelhaften und zwielichtigen Papeterien oder Leihbibliotheken erstand. Eine Literaturgattung also, über die Ferdi Müller ähnlich urteilte wie über Wanzen und Küchenschaben.

Es war übrigens schon sehr abgegriffen und zerblättert, das besagte Literaturerzeugnis; nicht nur Eselsohren fielen ihm unangenehm auf, er entdeckte auch den zerquetschten Kadaver einer Fliege, Speiseresten, Streichhölzer und allem Anschein nach Konfitüre. Kurz und gut: Buch und Leser machten einen eher ungünstigen Eindruck auf den empfindsamen Schriftsteller und in Gedanken formulierte er bereits die Sätze zu einem geharnischten Artikel, mit dem er gegen die Schundliteratur in den Kampf ziehen wollte. Es schien ihm an der Zeit, «den Ernst der Situation wieder einmal klarzustellen».

Mit wachsender Neugier versuchte er aus dem Mienenspiel des Halbwüchsigen zu ergründen, in welcher sozialen oder gesellschaftlichen Sphäre sich seine Phantasie wohl tummeln mochte. Handelt es sich um einen Kriminalroman düsterer und fälscher Observanz (Ferdi Müller liebte solche Worte!) oder um eine erotisch-schwülstige Hintertreppengeschichte? Nach einer Weile neigte er zur letzteren Vermutung. Ziemlich sicher suhlte sich die leicht erregbare Einbildungskraft dieses Jünglings gewissermassen im Sumpf einer Scheinwelt, in der sich lasterhafte und unappetitliche Weiber tummelten und Reptile von Männern ihr Unwesen trieben. Am liebsten hätte er dem unreifen Lümmel das Buch sogleich aus der Hand gerissen und zum

Fenster hinausgeschleudert! Wieder einmal wurde er sich der hohen Verantwortung als Schriftsteller bewusst, die er auf sich genommen hatte. Wie leicht konnte man ein solch pubertäres Gemüt wie diesen Burschen für das ganze Leben vergiften, und mit Abscheu und Verachtung verurteilte er in Gedanken die geschäftstüchtigen und zynischen Skribenten, die eben diese Gifte in das Blut der heranwachsenden Generation verspritzten. Auch diesen Satz beabsichtigte er in seinen Kampfartikel wider die Schundliteratur einzuflechten.

Immerhin wurde ihm auch das Phänomen der Spannung in der augenfälligsten Weise vordemonstriert, und nicht ganz neidlos musste er als Schriftsteller anerkennen, dass diese widerlichen Subjekte von Skribenten in dieser Hinsicht ihr schmutziges Handwerk verstanden. Und er erinnerte sich an seine eigene Jugend. Auch er war ja einmal ein solcher Verschlinger von allem Gedruckten gewesen. Auch er hatte wahllos und mit einer beinahe krankhaften Gier alles gelesen, was er nur in die Hände bekommen konnte. Der verantwortungslose Macher dieses Schmökers, dies musste er anerkennen, hatte Macht über seinen Leser. Er hatte die Netze der Spannung über ihn ausgeworfen und fest zugezogen. Da würde es wohl bis zur letzten Seite kein Entrinnen mehr geben. Bücher, so sinnierte er, die man mit angehaltenem Atem verschlingt, besitzen zwar etwas Berauschendes, aber der Leser wird ganz unstatthaft narkotisiert, gleichsam unter geistige Bevormundung gestellt und vom wirklichen Leben abgesondert. Dieser unbekannte Skribent übte zweifellos eine Macht aus, die zu weit ging, und zudem an einem bedauernswerten Opfer; hier konnte nur eine brutale Entziehungskur heilsam sein.

Sie näherten sich einer Station. Dass es die Station des lesenden Jünglings war, schien dieser aus dem Rhythmus der Räder oder anderen geheimnisvollen Anzeichen zu spüren. Er machte, während er noch las, ein Eselsohr und überflog schnell und schon stehend, die hinterste Seite. Vor dem Aussteigen wollte er offensichtlich noch Gewissheit über den Ausgang der Geschichte haben. Und nun, da er stand, konnte der Schriftsteller seine Neugier nicht mehr länger im Zaum halten. Nur ein wenig vorneigen musste er sich und nach oben spähen. Er las den Namen des Autors und erbleichte kaum merklich. Dann lehnte er sich auf der Bank zurück und blickte verlegen aus dem Fenster. Er suchte nervös seine Zigaretten und

zündete sich eine an. Schliesslich paffte er mit einem ironischen Lächeln.

Der Zug hielt mit einem Ruck an. Hastig stopfte der Jüngling das unappetitliche Buch in seine Tasche und stieg aus.

Der Schriftsteller Ferdinand von Stauffacher, alias Ferdi Müller, lächelte noch immer mit säuerlicher Ironie, denn auf dem Umschlag hatte er seinen eigenen Namen und den Titel eines Romans gelesen, den er sich einst als kaum flügger Schriftsteller vom oder aus dem übervollen Herzen geschrieben hatte.

Paul Münch

D A S T R A U M H A U S

Jedes Jahr zu Anfang März bricht unvermutet jener Tag an, da die Luft voller Frühlingsahnung ist und in dem von der ganzen Familie so beliebten Nachbarsgarten die ersten zarten Schneeglöckchen spriessen. Da versammeln wir uns denn alle auf dem Balkon und betrachten gemeinsam vom zweiten Stockwerk aus die sich verheissungsvoll verwandelnde Welt.

Das Gespräch, das dann beim milden Schein der Märzsonne anhebt, ist so alt wie die (zehnjährige) Geschichte unserer Familie. Es dreht sich um die stets gehegte und nie erfüllte Sehnsucht nach einem eigenen Haus. «Unsere Wohnung wird einfach zu eng», konstatiert Marion einmal mehr und blickt gebannt in die blauende Ferne, wo irgendwo weitab vom Getriebe der Stadt, unser Traumhaus steht.

Mit stiller Wehmut denke ich an jenen Tag zurück, da ich mich, für ein paar Stunden nur, als Mieter eines idyllischen Einfamilienhäuschens fühlte. Es ist ein Tag, der mir zeitlebens in liebevoller Erinnerung bleiben wird. Das Unwahrscheinliche hat sich nämlich ereignet: Eine von hundert Offerten, auf die ich während vieler Wo-